

**Prof. Dr. Christoph Levin**, Universitätsprediger an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Sonntag Reminiscere, 8. März 2009, 18 Uhr

Predigt über Genesis 18,22-33

im Rahmen der Fastenpredigtreihe 2009 „**GERECHTIGKEIT ERHÖHT EIN VOLK**“

### **Die letzten Gerechten**

*Und die Männer wandten ihr Angesicht und gingen nach Sodom. Aber Abraham blieb stehen vor dem Herrn und trat zu ihm und sprach: Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein; wolltest du die umbringen und dem Ort nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die darinnen wären? Das sei ferne von dir, dass du das tust und tötest den Gerechten mit dem Gottlosen, so dass der Gerechte sei gleich wie der Gottlose! Das sei ferne von dir! Sollte der Richter aller Welt nicht gerecht richten?*

*Der Herr sprach: Finde ich fünfzig Gerechte zu Sodom in der Stadt, so will ich um ihretwillen dem ganzen Ort vergeben.*

*Abraham antwortete und sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden, zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin. Es möchten vielleicht fünf weniger denn fünfzig Gerechte darinnen sein; wolltest du denn die ganze Stadt verderben um der fünf willen? Er sprach: Finde ich darinnen fünfundvierzig, so will ich sie nicht verderben.*

*Und er fuhr fort mit ihm zu reden und sprach: Man möchte vielleicht vierzig darinnen finden. Er aber sprach: Ich will ihnen nichts tun um der vierzig willen. Abraham sprach: Zürne nicht, Herr, dass ich noch mehr rede. Man möchte vielleicht dreißig darinnen finden. Er aber sprach: Finde ich dreißig darinnen, so will ich ihnen nichts tun. Und er sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden, mit dem Herrn zu reden. Man möchte vielleicht zwanzig darinnen finden. Er antwortete: Ich will sie nicht verderben um der zwanzig willen. Und er sprach: Ach, zürne nicht, Herr, dass ich nur noch einmal rede. Man möchte vielleicht zehn darinnen finden. Er aber sprach: Ich will sie nicht verderben um der zehn willen.*

*Und der Herr ging hin, da er mit Abraham ausgedet hatte; und Abraham kehrte wieder hin an seinen Ort.*

Liebe Gemeinde,

die Verhandlung wurde an dieser Stelle abgebrochen. Sodom war nicht zu retten. Die Sache aber ist weitergegangen. Am Ende waren es nicht zehn, sondern einer: der eine Gerechte. Und nicht nur eine Stadt wurde gerettet, sondern alle, auch wir. Und noch mehr: Am Ende sind nicht nur zehn oder einer gerecht, sondern alle, und alle sind eingeladen, diese Gerechtigkeit im Glauben anzunehmen. Am Ende geschieht, was nach menschlichem Maß unvereinbar ist: Gnade und Gerechtigkeit gehen Hand in Hand. Und am Ende kommt Paulus zu der Einsicht, dass das schon damals für Abraham gegolten hat: Abraham hat Gott geglaubt, und nichts anderes ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet worden. Für Lot, der samt seiner Familie aus Sodom gerettet wurde, gilt das auch.

Als aus Glauben Gerechter tritt Abraham vor den Richter aller Welt und spricht: Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? so dass der Gerechte sei gleich wie der Gottlose? Gott aber antwortet ihm und uns allen: »Ja! Ich habe den Gerechten für die Gottlosen umgebracht; so dass die Gottlosen nunmehr gleich sind wie der Gerechte.« Das ist geschehen. Es verschlägt uns und jedem, der wie Abraham mit dem Problem der Gerechtigkeit vor Gott tritt, den Atem. Es bringt unsere Auffassung von Gerechtigkeit und unser Bild von Gott und vom Menschen durcheinander, so sehr, dass wir sogar wünschen möchten, es sei nicht wahr. Wenn ich das Passionslied singe, muss ich jedes Mal ein inneres Widerstreben überwinden:

Der Fromme stirbt, der recht und redlich wandelt,  
der Böse lebt, der wider Gott gehandelt;  
der Mensch verdient den Tod und ist entgangen,  
Gott wird gefangen.

Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe!  
Der gute Hirte leidet für die Schafe,  
die Schuld bezahlt der Herre, der Gerechte,  
für seine Knechte.

Geringer aber konnte der Preis nicht sein, der zu zahlen war, um die bohrende Menschheitsfrage ein für allemal zum Schweigen zu bringen: Sollte der Richter aller Welt nicht gerecht richten? Wie oft stellen wir sie, müssen sie aus tiefstem Herzen stellen, wenn wir unser eigenes Leben, den Handel und Wandel und das Ergehen unserer Mitmenschen, wenn wir den Lauf aller Welt betrachten. Die Antwort aber lautet: Ja, der Richter aller Welt richtet gerecht! Aber er tut es auf seine Weise. Und damit lehrt er uns auf neue Weise, was Gerechtigkeit ist.

Was ist Gerechtigkeit? Über diese Frage hat man seit eh und je nachgedacht und viele Bücher geschrieben, philosophische, theologische, juristische. Besonders Juristen können das Problem sehr scharfsinnig erörtern. Es gibt die distributive und die kommutative Gerechtigkeit, die universale und die partikulare Gerechtigkeit, es gibt die personale und die institutionelle Gerechtigkeit, die Verfahrensgerechtigkeit, die Tauschgerechtigkeit, und all diese Begriffe kann man noch verfeinern und vermehren.

Auch Abraham hatte anscheinend einen Begriff von Gerechtigkeit, wenn er von Gott gerechtes Gericht einklagt. Er setzt Gerechtigkeit als eine Gegebenheit voraus. Darüber wundern wir uns nicht. Es gibt nämlich auch eine instinktive Gerechtigkeit, für die es die Juristen und die Philosophen nicht braucht, die zu ihnen sogar in Widerspruch geraten kann. Kürzlich hat sich das in der Debatte um das Urteil des Arbeitsgerichts Berlin artikuliert. Zwei Drittel der deutschen Bevölkerung halten für ungerecht, dass, bereits in zweiter Instanz, für rechtens erklärt wurde, als einer KassiererIn nach 31 Arbeitsjahren fristlos gekündigt wurde, weil sie zwei Bons im Wert von zusammen 1 Euro 30 unterschlagen haben soll. Es ist in unserem Land zum Glück ein seltener Fall, dass der juristische Begriff von Gerechtigkeit und die Vox populi dermaßen auseinander gehen, und nicht von vornherein ist ausgemacht, welche Lösung des Falles im Recht ist. Mit dem sogenannten gesunden Volksempfinden hat man in der Vergangenheit auch klaffendes Unrecht begründet.

So oder so, keiner von uns käme auf den Gedanken, dass Abraham erläutern sollte, was er mit Gerechtigkeit meint, wenn er an Gott appelliert. Jeder versteht sofort, worum es geht. Das Empfinden für Gerechtigkeit ist uns so eigen wie die Luft zum Atmen. Die Banalitäten des Alltags sind durchsetzt vom Kampf um Gerechtigkeit. Viele unserer offenen oder versteckten Rivalitäten gehen um unsere redliche Gesinnung, um unsere ehrlich erworbene Leistung, ja um unsere ganze Person, deren Anerkennung uns scheinbar oder wirklich versagt bleibt. Schon kleine Kinder haben einen Begriff von Gerechtigkeit, sie ganz besonders. Wer Geschwister hat, wer mehrere Kinder hat, wer als Lehrer mit Kindern arbeitet, weiß das gut.

In gewisser Weise ist Gerechtigkeit das Fundament der Welt, so wie der Beter des Psalms sagen kann: »Deine Gerechtigkeit ist wie die Gottesberge«, nämlich wie die Säulen, die den Kosmos über dem Abgrund halten. Ohne Normen, deren Richtigkeit wir instinktiv bejahen, würde die soziale Ordnung zusammenbrechen. Ohne Gerechtigkeit kann man nicht leben.

Übersetzen wir den Begriff ins Lateinische, sehen wir Iustitia vor uns, die Verkörperung der Gerechtigkeit. Ihre Augen sind verbunden, und die Waage hält sie in der Hand. Sie entscheidet ohne Ansehen der Person, und sie besorgt den gerechten Ausgleich. Die Waage zwischen Soll und Haben muss im Lot sein. Andernfalls gerät das Zusammenleben aus dem Lot. Darum ist dieses Ideal ebenso notwendig wie unerbittlich. »Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brandmal um Brandmal, Beule um Beule, Wunde um Wunde.« Eine solche Regel gilt heutzutage als archaisch und ist in Verruf geraten. Sehr zu unrecht: Mit der genauen Entsprechung von Schuld und Sühne beginnt allererst das Recht. Sie ist die Grundlage der Zivilisation.

Dennoch haftet dem »Auge um Auge, Zahn um Zahn« etwas Schauerliches an. Das liegt nicht an dieser Regel, sondern daran, dass Iustitia, die Wächterin, mit ihrer Waage immer zu spät kommt. Sie muss ins Lot bringen, was bereits aus dem Lot geraten ist. Weil wir ohne Gerechtigkeit nicht leben können, werden wir auf sie zuallererst aufmerksam, wenn sie uns fehlt. Unser Gerechtigkeitsempfinden speist sich nicht aus der Fülle, sondern erwacht aus dem Mangel.

So scheint es auch bei Abraham gewesen zu sein. Er braucht keine Rechenschaft zu geben über das, was in seinen Augen gerecht ist. Denn was in Sodom geschehen ist, schrie in wahrstem Sinne zum Himmel. Abrahams Neffe Lot hatte drei fremde Wanderer bei sich aufgenommen. Doch am Abend rottete sich der Mob von Sodom zusammen und forderte ihn auf, die Fremden herauszugeben. Man kann sich das heute mit Glatzen und Springerstiefeln vorstellen, aber es gibt auf höherem gesellschaftlichem Niveau auch subtilere Weisen, anderen klar zu machen, dass sie nicht dazu gehören und hier nichts zu suchen haben. Laut fordert die feige Meute: »Wir wollen uns über sie hermachen.« Jede Scham ist gefallen, weil jeder sich in der Gruppe zugleich offenbart und versteckt. Als Lot sich unter Verweis auf das heilige Gastrecht vor seine Gäste stellt, werden die Belagerer vollends deutlich: »Als einzelner ist er hergekommen, um hier als Fremdling zu weilen, und spielt sich als Richter auf! Jetzt wollen wir dir Übleres antun als jenen.« Das Pogrom wird nur dadurch verhindert, dass die Gäste sich als himmlische Boten erweisen, die Lot und seine Familie bewahren können. Die Bewohner der Stadt aber trifft die härteste Strafe. Ein Feuersturm geht auf sie nieder und vernichtet die Stadt.

Man kann von dieser Begebenheit nicht hören, ohne sich zu erinnern, wie sie sich in der deutschen Geschichte wiederholt hat. Sie liest sich wie der biblische Text zum 9. November 1938, aber auch zu Hoyerswerda und Mölln und Solingen und vielen weiteren Orten. »Errette, die man zum Tode schleppt, und entzieh dich nicht denen, die zur Schlachtbank wanken. Sprichst du: ›Siehe, wir haben's nicht gewusst!‹, fürwahr, der die Herzen prüft, merkt es, und der auf deine Seele achthat, weiß es und vergilt dem Menschen nach seinem Tun.« Wer mit offenen Augen durch Berlin geht, sieht noch immer die Spuren jenes Feuersturms, der von vielen als Strafe verstanden wurde für beispiellose Verbrechen, neben denen jene Untat von Sodom verblasst.

Aber wir wissen auch, dass dieser Feuersturm regnete über Gerechte und Ungerechte. Mag er Strafe gewesen sein – gerechte Strafe war er in den meisten Fällen nicht. Unschuldige Opfer gab es zu tausenden, und viele der Bösen hat es nicht erwischt. Viel zu spät hat man begonnen, jenes Unrecht aufzuarbeiten. Mit Aufrechnen war man schneller bei der Hand und ist es bis heute.

Es gab Menschen, die haben dieser Schuld und dem Unrecht gegenüber nicht mit den Achseln gezuckt. Deren Sinn für das Recht war nicht korrumpiert, und sie hatten sogar die Courage zum Widerstand. An sie denken wir, wenn die Rede auf jene zehn kommt, deretwegen die Stadt hätte gerettet werden können: an die letzten Gerechten.

Solche letzten Gerechten sind immer wenige. Die anderen aber leben davon, dass diese Gerechten die Gerechtigkeit lebendig halten in einer Welt von Missgunst und Achselzucken. Heilige sind sie nicht, jedenfalls kommen sie sich nicht so vor. Gerechte machen keinen Lärm auf den Gassen. Sie tragen die Gerechtigkeit nicht vor sich her. Denn die letzten Gerechten wissen, dass man Gerechtigkeit nicht einfach machen kann. Sie entscheiden sich eher dafür, die leidenden Gerechten zu sein; denn oft erzeugt es neue Ungerechtigkeit, wenn man für das streitet, was man für Gerechtigkeit hält. Sie zerbrechen nicht das geknickte Rohr und löschen den glimmenden Docht nicht aus. Sie wissen, wie Abraham wusste, dass selbst im Inferno von Sodom gut und böse nicht eindeutig verteilt sind. Das ist ja der Grund, weshalb er bei Gott interveniert.

Je empfindlicher jemandes Sinn für Gerechtigkeit ausgeprägt ist, desto genauer registriert er, wenn er selbst sich von der Gerechtigkeit entfernt. Selbstgerechte sind keine Gerechten. Die wahren Gerechten sind fremdgerecht. Sie wissen, dass die Grenze zwischen gut und böse nicht einfach zwischen den Menschen verläuft, sondern durch den einzelnen Menschen hindurch. Ich selbst bin einerseits fähig, gerecht zu sein, und andererseits fähig zum Bösen. Je genauer mir das bewusst ist, desto barmherziger werde ich meinen Nächsten beurteilen, und lebte er mitten in Sodom.

Könnten wir zweifelsfrei sagen, dass wir, wenn es darauf ankäme, zu den letzten Gerechten gehören würden? Es scheint, dass das Bild von den Gerechten ein Ideal ist, eine Projektion, die wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat. Das gilt auch für die Christen. Selbst wenn sie in diesem Land wenige sind und immer noch weniger werden, bedeutet das keineswegs, dass sie von sich aus zu jenen letzten Gerechten gehören. »Da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer«, zitiert Paulus den 14. Psalm.

Diese Vorsicht und Bescheidenheit des Urteils über uns selbst ist umso wichtiger, als der Verdacht besteht, dass jene Gerechtigkeit, wie wir sie im besten Fall praktizieren, über kaum mehr als die Kraft verfügt, die Welt halbwegs erträglich zu machen. Das ist indessen viel, bei Lichte besehen. Es ist sehr viel, wenn wir unsere Lage mit anderen Zeiten und anderen Teilen der Welt vergleichen. Die ideale Gerechtigkeit hingegen ist eine Messlatte, die zu hoch für uns liegt. Es hat etwas Bigottes und Gewalttätiges, wenn man absolute Gerechtigkeit herstellen will. Unter den Bedingungen unserer Welt ist das ein Unterfangen, das im Gesinnungsterror enden muss, manchmal im wirklichen Terror. »Fiat iustitia et pereat mundus«, »Es geschehe, was recht ist, und solt die welt drob vergehen.« Wenn man Gerechtigkeit um jeden Preis durchsetzen wollte, würde die Welt tatsächlich vergehen. Eine solche Gerechtigkeit baut nicht die gute Welt, sondern bringt sie in schlimme Gefahr. An Versuchen hat es nicht gefehlt. Gottlob sind sie alle früher oder später gescheitert.

Menschliche Gerechtigkeit kommt immer zu spät, haben wir gesagt. Sie repariert im besten Fall und muss das tun, aber sie baut nicht. Sie hat ihr unverzichtbares Amt für unser Zusammenleben, aber sie hat ihre Würde darin, dass sie sich auf diese Reparatur beschränkt. Das Fundament der Welt begründen kann sie nicht. Es ist »Gottes Gerechtigkeit«, die »wie die Berge« ist, auf denen alles beruht.

Das hat vielleicht etwas von schmerzlicher Resignation. Aber so muss es nicht sein. Wenn die letzten Gerechten den anderen etwas voraus haben, dann ist es das Wissen, dass es neben der menschlichen Iustitia die Gerechtigkeit Gottes gibt, die wir nicht schaffen können und auch nicht schaffen müssen, sondern die einfach da ist. Sie ist so fundamental, dass sie auch durch die Ungerechtigkeit der Welt nicht aufgehoben wird. Weil sie um diesen Grund der Welt wissen, finden die letzten Gerechten die Kraft, gegen eine Welt der Ungerechtigkeit standzuhalten. Wenn alle ungerecht sind, so ist doch Gott gerecht.

Ist er das wirklich? Ist es nicht Gott, der all die Ungerechtigkeiten der Menschen zulässt, gegen die er doch sogleich mit mehr als zwölf Legionen Engel einschreiten könnte? Ist Gott nicht auch das ungerechte Schicksal, das Menschen ganz unabhängig von ihrem Tun erleiden? Ist er es nicht, der das Grau in Grau der Welt zu verantworten hat, weil er regnen lässt über Gerechte und Ungerechte? Und führt das nicht am Ende dazu, dass der Gerechte ist wie der Gottlose und elend zugrunde geht, ohne bei Gott und bei den Menschen die Anerkennung zu finden, die er verdient? Sollte der Richter der ganzen Welt nicht gerecht richten?

Wir drehen uns mit dieser Frage im Kreis, in einem Teufelskreis. Sie hat etwas von der Versuchung des Teufels, der vorgibt, die Allmacht über die Welt delegieren zu können, tatsächlich aber nur dahin führt, dass man erst recht an den Gegebenheiten scheitert. Haben wir, wenn wir so fragen, überhaupt den richtigen Begriff von Gerechtigkeit? Bleiben wir nicht in unseren instinktiven Vorstellungen befangen?

»Ihr habt gehört, dass gesagt ist: ›Auge um Auge, Zahn um Zahn.‹ Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und dir deinen Rock nehmen, dem lass auch den Mantel.« Folgen wir diesem Gebot, bedeutet es, dass wir uns nicht gegen brutale Übervorteilung wehren sollen, ja sogar bei tätlichem Angriff nicht zurückschlagen. Ich hätte diese Haltung dem Lot in Sodom nicht nahelegen wollen. Aber dieses Gebot ist, wir wissen es, die Gerechtigkeit jenes einen Gerechten. Er hat sie geübt, und durch ihn hat Gott selbst seine Gerechtigkeit unter uns aufgerichtet. Seither gilt dieser Maßstab auch für die Jünger Jesu: »Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.«

Man fragt sich, wie man mit solchen Regeln das Zusammenleben soll ordnen können. Sie bringen doch die Ordnung nicht ins Lot, sondern akzeptieren im Gegenteil, dass sie aus dem Lot ist, bisweilen auf schlimme Weise. Sollen wir das alles nur erdulden und ertragen? Was würde unter diesen Umständen aus unserer Welt? Müssen wir den Schrei nach Gerechtigkeit nicht hören, wenn er an unser Ohr dringt, und einschreiten? Haben wir nicht selbst das Recht, nach der Gerechtigkeit zu schreien, in das Gesicht der Unterdrücker, in das Ohr der Menschen, in das Ohr Gottes?

Ja, schreien sollen wir, so wie das Unrecht aus Sodom zum Himmel schrie. Aber wir sollen uns zugleich erinnern, dass die Welt durch Gottes Schöpfertat unverrückbar im Lot ist und keine Ungerechtigkeit sie mehr aus dem Lot bringen kann. Diese Gerechtigkeit ist nicht darauf angewiesen, dass ich zurückschlage, und sie gerät auch nicht in Gefahr, wenn ich die andere Backe hinhalte, was um des Friedens willen ab und an tatsächlich geschehen muss. Das Hinhalten der anderen Backe ist kein Zeichen der Schwäche. Dafür muss man sogar besonders stark sein. Aber derjenige hat diese Stärke, der weiß, dass durch den Schlag, den er einstecken muss, und auch durch sehr viele Schläge, die wir im Laufe unseres Lebens einstecken müssen, Gottes Gerechtigkeit als der Grund unseres Lebens nicht ins Wanken gerät, sondern fest steht wie die Berge. Die andere Backe ist vor Gott und den Menschen das Zeugnis, griechisch: das »Martyrium« von jener Gerechtigkeit, die kein Schlag der Welt ins Wanken zu bringen vermag. »Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.«

Die Welt muss nicht durch unsere Gerechtigkeit gerettet werden. Sie ist um des einen Gerechten willen gerettet. Das bedeutet nicht, dass das Zeugnis von der Gerechtigkeit Gottes obsolet würde. Ganz im Gegenteil: Wir sind umso mehr herausgefordert, die Gerechtigkeit zu unserer Sache zu machen. Wenn unsere Welt die Gerechtigkeit Gottes, die doch ihr Grund ist, nicht widerspiegelt, geht dieser fundamentale Widerspruch uns unmittelbar an. Es ist ganz egal, ob wir uns dabei als die letzten Gerechten verstehen oder nicht. Die Ordnung der Gesellschaft und die Ordnung der Welt sind in unsere

Hände gelegt. Die politische und die wirtschaftliche und die rechtliche Verantwortung nimmt uns keiner ab. Doch handeln wir nicht auf Gedeih und Verderb. Wir stehen nicht unter Erfolgszwang. Wenn wir Fehlschläge erleiden, oder wenn es uns gar persönlich ans Zeug geht, sollen wir uns erinnern, dass es nicht unsere, sondern Gottes Gerechtigkeit ist, für die wir stehen. Wir können wie Abraham Gott immer von neuem um seine Gerechtigkeit bitten. Dann kann es geschehen, dass Minderheiten zum rettenden Ferment einer ganzen Gesellschaft werden, seien sie fünfzig oder zehn oder auch nur zwei oder drei, die in seinem Namen versammelt sind. Denn er, der eine Gerechte, ist dann mitten unter ihnen.

Amen.